

Wirnt aus Gräfenberg und der Bamberger Königsmord

er heizet Wirnt von Grâvenberc

Wer war der Dichter Wirnt von Grafenberg? Er nennt sich in seinem Buch, das die ritterlichen Taten des Helden Wigalois preist, zur Sicherheit gleich zweimal beim Namen, da er weiß, dass die Anfänge von Büchern und ein Epilog verloren gehen könnten oder von achtlosen Abschreibern ignoriert werden, denen es nur auf den Romaninhalt selbst ankommt, nicht wer ihn verfasst hat. Nun, der Name ist schon einmal ein Anhaltspunkt und er wurde übereinstimmend mit dem bei Nürnberg gelegenen Ort in Franken namens Gräfenberg in Beziehung gebracht. Feste Familiennamen gab es in der Zeit um 1200 – der oft ‚Staufisch‘ genannten ersten Klassikerperiode der deutschen Literatur – noch nicht. Für den Adel bildete sich gerade ein System heraus, das die Benennung nach dem Stammsitz der Familie bevorzugte. Aber das Wörtlein „von“ war damals noch keineswegs ein Adelsprädikat, es bezeichnet auch bei Geistlichen, Kaufleuten und Dichtern (Walther von der Vogelweide!) einfach die Herkunft der Person. Der Name Gottfried von Straßburg (ein Mann mit gründlicher theologischer Bildung, ein Magister) lässt also nicht auf einen Adligen schließen, aber von edler Geburt kann er dennoch gewesen sein. Zum Glück verrät Wirnt ein ausgesprochenes Standesbewusstsein und er müsste lügen – wie die Figur Ulrich von Lichtenstein in dem Film „Ritter aus Leidenschaft“ – wenn er kein gebürtiger Adelige gewesen sein sollte. Nehmen wir also einmal an, dass Wirnt von edler Geburt war, so müsste er aus dem Ort Gräfenberg stammen und die Familie dort um 1200 zumindest ein sog. Festes Haus gehabt haben, denn Vollburgen mit Graben, Mauer, Bergfried und Palas konnten sich vor 1200 erst wenige Familien leisten. Leider wissen wir nichts über ein steinernes Haus in Gräfenberg und noch weniger von einem Rittergeschlecht, das in diesem Hause lebte. Genau genommen gibt es nur eine Urkunde, in der weitere „Mitglieder“ dieser Gräfenberger Adelsfamilie genannt werden. Einer von ihnen trug ebenfalls den Rufnamen Wirnt und wurde vom Schreiber der Urkunde als „Wirnto/Wiritto von Grevenberc“ in der Liste der Zeugen aufgeführt. Wirnt ist ein alter germanischer Name, der mit dem in den Wäldern lebenden Wisent zu tun hat – und er ist selten. Offenbar war der Leitname in der Familie öfter vergeben worden, was man nicht unbedingt vom Zunamen (von Gräfenberg) behaupten kann, denn wir kennen ja bis heute nur drei Individuen dieser Familie. Zum Glück verrät die Urkunde mehr über das Geschlecht, als bislang in der germanistischen oder auch historischen Forschung aus ihr an Information herausgeholt wurde. Das Kloster Weißenohe, ca. 3 km südlich vom damaligen Ort Gräfenberg entfernt gelegen, war um das Jahr 1100 vom Pfalzgrafen Aribo von Bayern gegründet worden. Das Kloster hatte die freie Vogtwahl, d.h. es konnte sich seinen weltlichen Beschützer (der dafür natürlich Einkünfte erhielt) selbst aussuchen. Es entschied sich 1146 für König Konrad III. von Staufer als Schutzherrn. König Philipp übernahm 1205 die Garantie des Klosterschutzes und bestätigte dessen Rechte und Besitzungen. 1172 also, um zu der Urkunde zurück zu kehren, stellte Abt Ekkehard von Weißenohe eine Urkunde für Hermann von Schellenberg aus. Dieser erhielt das Vogteirecht über einen Herrenhof in *Musengeseze*, den Walther der Ältere von Ahorn dem Kloster geschenkt hatte. Den Vorgang bezeugen zehn Männer aus der näheren geographischen Umgebung des Klosters. Und hierbei ist die Reihenfolge im Auftritt der Zeugen ebenso interessant wie die Namen selbst: es handelt sich vom Empfänger der Urkunde angefangen bis zum letzten bekannten Zeugen (die ja immer im Rang absteigend genannt wurden, also vom König über Fürsten und Grafen zu den freien Reichsrittern und Ministerialen) um Familienangehörige reichsunmittelbarer Ritter.

Dies ist nicht weiter verwunderlich, da es sich um eine Rechtsangelegenheit handelte, die nur das Kloster selbst und einen Reichsritter betraf. Rechte anderer – etwa der (staufischen) Vogtherren, der Burggrafen von Nürnberg, des Stiftes Bamberg – werden hier gar nicht berührt. Insofern verständlich, dass nur Standesgenossen des Empfängers als Zeugen auftreten. Und mittendrin, unter all diesen fränkischen Reichsrittern nun, begegnen auch „Sighard“ und „Wirnto de Grevenberg“. Ob sie nun Vater und Sohn, Brüder oder Vettern waren, spielt für unsere von der Urkunde gewünschten Auskünfte keine Rolle: Da sie nicht höheren oder niederen Standes als die anderen Zeugen waren, sind sie mit Sicherheit dem fränkischen Reichsritterstand zugehörig gewesen, wie immer die Familie davor oder danach auch geheißen oder sich genannt haben mag.

Familiennamen von Adeligen wechseln in dieser Zeit noch häufig. Wenn wir nur zwei (oder drei?) Generationen einer Familie „von Gräfenberg“ sehen, so bedeutet dies keineswegs, dass die Familie kurz nach 1200 ausgestorben sein muss. In der Weißenhofer Urkunde hieß der Empfänger Hermann von Schellenberg, im Unterschied zu seinem als Zeuge auftretenden Bruder: Otnand von Eschenau. Während letzterer weiterhin nach dem Stammsitz der Familie benannt wurde, führte Hermann den Namen nach seiner in der Nähe gelegenen Burg Schellenberg. Der Familienname wechselt also noch ohne weiteres bei einem Umzug in ein neues Domizil. Auch die Brüder unseres Dichters, falls er denn welche hatte, könnten einen neuen Namen angenommen haben; es lohnte sich vielleicht unter den Standesgenossen in der weiteren Umgebung von Gräfenberg zu schauen, ob nicht dort die Leitnamen Wirnt oder Sighard als Herren einer neu errichteten Burg aufscheinen.

Ovidius

War der Dichter Wirnt gebildet? Der Dichter Wirnt war, das wird man erst einmal festhalten können, adeliger Herkunft, Sproß eines fränkischen, reichsunmittelbaren Rittergeschlechts. Dies erklärt viele Züge seines Romans, wo er sich als Erzähler mit Eifer einschaltet und für Emporkömmlinge und Halbritter nur Verachtung zeigt. Dennoch war er darüberhinaus etwas, das Wolfram von Eschenbach (bescheiden wie er immer tat) weit von sich gewiesen hätte: ein Mann mit solider theologischer Bildung. Wirnt lobt Wolfram mit den Worten „leien munt nie baz gesprach“ („Nie hat ein Laie besser erzählt“). Wirnt gestaltet ganze Passagen seines Werks nach dem (lateinischen) Text der Bibel; sein Wissen geht weit über die am Sonntag verlesenen Evangelien und Psalmenkenntnisse der Laien hinaus. Alle lateinischen Formen (Kasus) beherrscht er souverän, er übernimmt Namenmaterial für seine Gestalten aus den *Metamorphosen* des Ovid, kennt dessen *Ars amatoria* und aus seinen *Tristien* übernimmt er Gedanken, die für jeden lateinisch einigermaßen gebildeten Mann dieser Zeit erkennbar gewesen sein mussten. Selbst der Drache Pheton (Phaeton bei Ovid) und die Amazone Marine, Gestalten die an Herkules und Centauren erinnern, sind Anleihen aus der klassischen antiken Literatur. Aber auch die theologischen Debatten seiner Zeit über die Würdigkeit des Sakraments und die neu aufgekommenen Ansichten über das Fegefeuer sind ihm nicht fremd. Kurz, alles weist darauf hin, dass Wirnt von Grafenberg eine Ausbildung im Schreiben und Lesen erhielt, und das heißt in dieser Zeit immer: lateinisch geprägte Vermittlung des Trivium (Grammatik, Rhetorik, Poetik) und wahrscheinlich darauf folgend auch die höhere Bildung des Quadrivium. Nicht jeder, der diese Ausbildung erhielt, schlug dann auf der Schwelle zur Volljährigkeit diesen Weg auch ein: der Schrift mächtige Adelige konnten sich entschließen, in den weltlichen Stand zurückzukehren oder sie waren dazu durch Familienrücksichten gezwungen, wie König Phillip. Außerdem schadete eine gründliche lateinische Bildung nicht, wenn man sich zum Dichter berufen fühlte. Nein, es war wohl die Grundvoraussetzung, auch wenn Wolfram von Eschenbach die Ausnahme von der Regel war. Latein als Lingua franca war die Voraussetzung für diplomatische Dienste und damit für weiter Fremdsprachenkenntnisse (die wichtigste Sprache für Romanautoren war sicherlich das Französische, weil von Frankreich der moderne Roman importiert wurde). Bei den

französischen Sprachkenntnissen scheint Wirnt nicht ganz so gut gewesen zu sein wie im Kirchen- und Poetenlatein: er bediente sich für die Wiedererzählung der Geschichte vom Schönen Unbekannten (ein französischer Stoffbereich, aus dem nicht nur Wirnt geschöpft hat) eines Knappen, der ihm die Story mündlich vermittelt haben soll (so ganz kann man es dem Dichter nicht glauben, dass er vom Französischen so wenig verstanden haben soll).

Parzivâl zôch ir abe ein vingerlîn

Wann verfasste Wirnt seinen Roman? Die Datierung des *Wigalois* ist in der germanistischen Forschung sehr umstritten, dabei ist der Zeitraum, in dem der Roman entstanden sein kann, relativ einfach einzugrenzen. Probleme ergeben sich aber auch immer wieder dadurch, dass die Entstehungsfrage aufs Engste verknüpft ist mit der Frage, für welches Publikum oder im Auftrag welchen Gönners Wirnt tätig geworden ist. Bei der Beantwortung der Frage hilft uns zu wissen, welche Dichterkollegen Wirnt selbst kannte und wer kannte Wirnt und verrät uns, dass er den *Wigalois* in einer Lesung gehört (oder einer Abschrift selbst nachgelesen) hat. Hilfreich ist vielleicht auch eine Auskunft darüber, welche zeitgenössischen Romane Wirnt von Grafenberg (noch) nicht kennengelernt hatte. Ferner: Gibt es Anspielungen Wirnts auf zeitgenössische Ereignisse? Aus welcher Zeit stammen die ältesten Abschriften des *Wigalois*? All dies wurde in den vergangenen 200 Jahren erwogen und zu einem gar nicht stimmigen Gesamtbild zusammengetragen. Schauen wir uns einige dieser Dinge an: Das älteste handschriftliche Buch, das uns den Text überliefert, haben wir in der Kölner Handschrift vorliegen, und es soll noch aus dem ersten Viertel des 13.

Jahrhunderts stammen. Vielleicht ein wenig älter sind die beiden Blätter aus Wien (mehr ist von dem ehemaligen Buch nicht mehr erhalten), die in den Jahren 1220-1230 geschrieben sein sollen (so die Expertin für Datierungen von Pergament-Handschriften, Karin Schneider, und Christa Bertelsmeier-Kierst). Wirnt kannte mit Sicherheit die älteren Romane, den Eneas-Roman von Heinrich von Veldeke, den *Erec* und *Iwein* von Hartmann von Aue und den *Parzival*, dessen Helden er ebenso nennt wie seinen Dichter. Den *Willehalm* Wolframs, der nach dem *Parzival* fertiggestellt wurde, kannte er ebenso wenig wie den *Lanzelet* des Ulrich von Zatzikhoven (hier gab es allerdings Forscher, die eben diese Kenntnis unterstellten; selbstverständlich kannte Wirnt den französischen Romanhelden, den er wie Hartmann Lanzelet von Arlac nennt).

Eberhard Nellmann hat (kurz vor seinem Tod) 2010 eine gründliche Untersuchung über die Entstehung des *Parzival* publiziert, wo die interessante Frage diskutiert wird, wie man sich die frühen Aufführungen/Vorlesungen dieses Romans vorzustellen hat. Nellmann kam zu dem Ergebnis, dass der Roman in Teilveröffentlichungen vorangeschritten ist. Große Teile des Romans wurden vom Dichter vor Publikum bereits vorgetragen, bevor das Ganze vollendet war. Ein wichtiges Indiz hierfür sind die Teilkenntnisse, die Wirnt von Grafenberg über den *Parzival* verrät. Dieser kannte offenbar nur die ersten sechs Bücher von insgesamt 16 (Buch ist hier im Sinne von Großkapitel zu verstehen). Und er hat diese erst kennengelernt, als er bereits an seinem eigenem Roman schrieb: „Wenn Wirnt die Bücher I bis VI des ‚Parzival‘ gekannt hat und wenn er ein großer Bewunderer Wolframs war, dann fragt man sich, warum er nicht versucht hat, die Fortsetzung dieses interessanten Textes kennenzulernen. Die wahrscheinlichste Antwort ist: weil es noch keine Fortsetzung gab.“ (E. Nellmann).

Wirnt von Grafenberg meldet sich zwar öfter als Erzähler zu Wort, wenn es um seine eigene Gegenwart und die Schlechtigkeit der Welt geht, aber all dies ist sehr unspezifisch und für eine Datierung nicht verwendbar. Aber er erwähnt ein Ereignis, das zweifelsfrei ein Datum post quem („nicht früher als“) abgibt: die Beisetzung eines edlen Fürsten von Meran. Da die handschriftliche Überlieferung des *Wigalois* und die Kenntnis Wirnts von der Teilveröffentlichung des *Parzival* ausschließen, dass es sich auf einen Todesfall aus den zwanziger oder dreißiger Jahren des 13. Jh. beziehen kann, kommt nur Berthold IV. Graf von

Andechs und Herzog von Meranien als Verstorbenen in Betracht, nicht einer seiner vier Söhne. Berthold starb am 12. August 1204 und wurde im Kloster Dießen im Beisein hochrangiger Trauergäste, darunter Damen „von allerhöchster Herkunft“ bestattet. Frauen aus königlichem (!) Geblüt, d.h. Angehörige König Philipps, waren zu diesem Anlass eingeladen: seine Gattin Irene von Byzanz aus dem Hause Angelos, seine Töchter Maria, Beatrix (1198-1212; verlobt 1203 mit Otto von Wittelsbach, dem späteren Mörder ihres Vaters), die Nichte Beatrix, Erbin von Pfalz-Burgund (1194-1231, 1208 in Bamberg vermählt mit Otto VII. von Andechs).

Nach 1230 rühmt Rudolf von Ems in seinem Alexanderroman unseren Dichter – und er betont, dass sein Ruhm sich auf ein einziges Werk gründet (einen zweiten Roman oder auch nur eine Erzählung hat Wirnt tatsächlich nicht verfasst). Wirnt von Grafenberg begegnet in einer (um 1275 in Basel entstandenen) Erzählung des Dichters Konrad von Würzburg dann selbst als literarische Figur. Konrad schildert ihn als noch jungen, höfisch-weltgewandten „ritter edel unde fri“ (Der Welt Lohn, V. 242) – also ein Reichsritter, kein Ministeriale – der nach einem einschneidenden Erlebnis, einer Vision von Frau Welt, die hässliche Kehrseite der Welt kennenlernt, das Kreuz nimmt, die Familie verlässt und über Meer zieht. Von einer Rückkehr des Ritters Wirnt weiß Konrad nichts, wohl aber von seinen ritterlichen Taten im Heiligen Land, der Buße und seinem Tod. Wenn uns der Dichter Konrad nicht belogen hat, dürfte Wirnt tatsächlich – 1217 mit Otto VII. von Andechs oder (ziemlich unwahrscheinlich) 1228/29 mit Friedrich II. – über Meer gezogen und nicht zurückgekehrt sein.

Alle Informationen zusammengenommen spricht viel für eine Ansetzung des Romans um das Jahr 1210 herum: die Erinnerung an den Tod des Andechs-Meraniers war noch frisch, der *Parzival* Wolframs noch nicht beendet, der Autor noch nicht auf dem Weg ins Heilige Land.

ûf sînem schilte lac ein ar

Für welches Publikum und in wessen Auftrag dichtete Wirnt? Dichtung des Mittelalters ist in der Regel Auftragsdichtung, kein Romanautor kann es sich leisten, sich eine Story auszudenken, sie so gut wie möglich zu erzählen und sich einen Verleger suchen, der das Buch dann einer interessierten Öffentlichkeit vorstellt. Mittelalterliche Dichter brauchen Zuhörer, literarisch versierte Zuhörer allzumal oder auch Leser. Denn die Romane von Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg sind anspruchsvoll, man möchte als neuer Autor nicht hinter diesem Niveau zurückstehen und gibt sich Mühe, seinen Vorbildern nachzueifern und sie mitunter auch im besten Sinne zu imitieren. Wer aber besorgt einem Dichter die teuren und noch seltenen Werke in einer Abschrift? Kann sich ein Reichsritter dies aus eigener Tasche leisten? Wohl kaum. Er ist angewiesen auf einen Mäzen oder eine Mäzenatin, die ihm die „Fachliteratur“ vorfinanziert und eventuell auch ein Manuskript in Frankreich abschreiben lässt, damit der Dichter den romanischen Stoff zu einem Roman in deutscher Sprache verarbeitet. Dazu sind so an die 20-40 Schafe nötig, die das Pergament für je ein Buch liefern: für die Romane Hartmanns, die Teilveröffentlichung des *Parzival*, eine mögliche französische Vorlage und zur Niederschrift des Autormanuskripts. Eine ganze Herde muss dafür das Leben lassen! Noch wichtiger aber ist für die Dichter die Möglichkeit, mit dem ganz oder teilweise fertiggestellten Roman auftreten zu können, es vor Publikum zu verlesen. Wenn wir heute den *Wigalois* vorlesen würden, so benötigte man pro Aventure (Episode) wohl mindestens eine halbe Stunde, wenn nicht länger. Macht also eine Marathon-Sitzung von 12 Stunden Vorlesezeit. Am Stück konnte man also so etwas nicht an den Mann oder die Frau bringen – wollte man aufmerksame Zuhörer, so empfahl sich die Verteilung auf ein Dutzend Tage. Für eine Neuerscheinung auf dem literarischen Markt musste man also entweder von Fürstenhof zu Fürstenhof ziehen und darauf hoffen, dass die dort weilenden Ritter und Damen zwei Wochen nichts Besseres zu tun hatten und aufmerksam vom Anfang bis zum Schluss

lauschten, oder der Dichter musste sein fertiges Werk zur Abschrift zur Verfügung stellen, damit man in privater Kreis den Roman vorlesen konnte.

Die wenigen Nachrichten, die wir über die Aufführungspraxis jener Zeit kennen, lassen jedoch übereinstimmend erkennen, dass Literatur (zumindest größere Erzählungen und Romane) zunächst einem Publikum aus einem bestimmten Anlass vorgestellt, gewissermaßen „uraufgeführt“ wurden. Dies ist der Fall bei Heinrich von Veldeke, der seinen *Eneas* bei einer Hochzeitsfeierlichkeit vorstellte (und ihn damals bereits weitgehend ausgearbeitet hatte), die einzige (!) Abschrift vor Ort an Gräfin Margarete von Kleve zum Lesen und Anschauen gab, der es dann von einem hochrangigen Dieb gestohlen wurde. Erst ein Jahrzehnt später lud der Bruder des Diebs den Dichter an seinen Hof, um ihm den Auftrag zur Vollendung des Werks zu geben. Es wurde dann sicher beim Mainzer Hoftag 1184 ein zweites Mal, kurz vor Vollendung des Werks für den zweiten Mäzen, Pfalzgraf Hermann I., (den ersten Gönner kennt man nicht) dem Publikum vorgestellt. Anlass und Gelegenheit für Aufführungen ergaben sich also bei Hoftagen (bei dem von 1184 erhielten die Barbarossa-Söhne die Schwerleite) und Hochzeiten. Hochzeiten sind keine privaten Angelegenheiten des Brautpaares und ihrer Familien, sondern ebenso öffentliche Ereignisse wie politische Hoftage der Könige oder Fürsten. In der Regel bleibt man (so verraten es jedenfalls die Chroniken) 14 Tage vor Ort, um die gegebenen Anlässe ausgiebig zu feiern und zu würdigen. Für mannigfache Unterhaltung ist gesorgt – darunter nicht zuletzt auch durch die Vorstellung eines neuen Romans oder einer Erzählung.

Man war in der Forschung zu Wirnt bislang viel zu sehr fixiert auf einen Lehnsherrn oder Gönner des Dichters, ohne daran zu denken, dass dieser auch in der Lage gewesen sein musste, für optimale Bedingungen beim Verfassen, der Reinschrift und Gelegenheit zur Uraufführung zu sorgen. Gesucht wurde der Mäzen in der näheren oder weiteren Verwandtschaft des verstorbenen Berthold von Andechs, wobei durchaus auch seine Söhne Heinrich und Otto genannt wurden. Ein schlüssiges Argument für den einen oder anderen Sohn oder Schwiegersohn Bertholds aber fehlte bislang. Nun fällt auf, dass unser Dichter Wirnt wie sein Vorbild Wolfram von Eschenbach ein ganz ausgezeichneter Kenner der Heraldik war. Die Mode, sich ein Wappen zuzulegen, kam erst eine Generation zuvor nach englischem und französischem Vorbild bei den Fürsten des Reiches auf, und bald hatten auch die Grafen und der höhere Adel (Freiherren und Ministerialen) sich ein eigenes, durch Figur, Teilung und Farbgebung unverwechselbares Wappen zugelegt. Da erstaunt es schon, dass Wirnt gleich zu Beginn seines Romans den König von Gales, Joram, den Oheim des Helden Wigalois, mit einem Wappen ausstattet, das jedem Hörer seines Romans bekannt vorkommen musste: „Auf seinem Schild lag ein Adler, ganz und gar aus rotem Gold, das übrige war lazurfarben.“ (Vers 404 ff.). Heraldisch heißt das: in Blau ein goldener Adler. Die Farbgebung zeigt an, dass es sich nicht um den Adler der Babenberger, der polnischen Piasten oder der Grafen von Zähringen handelt, sondern um das Wappen einer uns schon bekannten Fürstenfamilie: es ist ohne jeden Zweifel das Wappen der Grafen von Andechs-Meranien. Wigalois selbst führt während seiner Abenteuer ein Fantasiewappen: das goldene Glücksrad, später erwirbt er mit der Hand der Larie ein weiteres Wappen (mit der Figur des wilden Tieres von Korntin). Dieses zweite Wappen, das dem Titelhelden durch die Eheschließung zukam, ergänzt gewissermaßen das Wappen seines Herkunftslandes (Gales). Auch hier versorgt uns der Dichter mit den Farben: das Tier „war ein goldener, eine Krone auf dem Kopf tragender Leopard, in himmelblauem Feld“ (der erste Wigalois-Herausgeber G.F. Benecke im Jahre 1819 zu den Versen 3609-15). Von seinem Haupt bis zu den Füßen, so der Dichter, war dieses Tier „ganz und gar wie ein Leopard von Gestalt“. Da aber zwei kleine schwarze Hörner wie Krallen die goldene Krone des Tiers von Korntin (es ist in Wahrheit der in Tiergestalt verwandelte Vater der Prinzessin Larie) umklammern, hat man diesen Leopard auch als Hirsch oder Pantel (u.a. im Wappen der Steiermark) gedeutet. Nun bedeutet in mittelalterlicher Sicht der Leopard nicht etwa die mit dem Löwen verwandte Großkatze, sondern eine heraldische Figur, nämlich einen schreitenden Löwen. Der Löwe ist heraldisch

wiederum einer, der auf den Hinterbeinen steht und mit den Vorderbeinen in die Höhe steigt. Leoparden finden sich im englischen Wappen (in Rot drei goldene Leoparden), im Wappen der Welfen (Otto IV.: in Rot zwei goldene Leoparden). Die ältere Heraldik kennt keinen Unterschied zwischen Löwe und Leopard: Wenn man mehrere Löwen auf einem Wappenschild unterbringen wollte, so musste man den Löwen schreitend darstellen. Auch dann etwa, wenn eine zweite Figur (bei waagerechter Schildteilung) hinzukam.

Eigenartigerweise begegnet nun bei den Andechs-Meraniern in späterer Generation auch ein Doppelwappen, das sowohl den Adler (unten) und einen Leoparden zeigt. Dieses Doppelwappen präsentiert die beiden goldenen Wappentiere auf blauem Grund. Das Doppelwappen erklären die Heraldiker wie folgt: Otto VII. von Andechs-Meranien hatte durch die Eheschließung mit der Erbin von Burgund die Grafschaft erworben und damit auch das Recht, das Wappen zu führen: ein blauer Schild, besät mit goldenen Schindeln, darauf ein goldener Löwe. Da Adler und Löwe zusammen nicht auf ein Schild passen, wurde der Löwe gestreckt und schreitend als Leopard dargestellt.

Diese Wappen von Braut und Bräutigam sind sicherlich kein Zufall, sondern vom Dichter bewusst eingesetzte Anspielungen – aber für welchen Anlass? Es wurde bereits erwähnt, dass Literatur bei Hoffesten und Hochzeiten erstmals einem größeren Publikum vorgestellt wurden. Was, wenn nun auch Wirnt von Grafenberg damit beauftragt wurde, seinen noch nicht ganz fertiggestellten Roman bei einer Hochzeit vorzutragen? Nun ist bekannt, dass Otto VII. von Andechs-Meranien am 21. Juni 1208 in Bamberg mit der Tochter des verstorbenen Staufers Otto, des Pfalzgrafen von Burgund, Beatrix von Burgund vermählt wurde. Die Trauung vollzog der Bruder des Bräutigams, Bischof Eckbert von Bamberg. Zugegen waren aus der Familie noch ein weiterer Bruder, der Markgraf Heinrich von Istrien und sicher zahlreiche hochgestellte Fürsten des Reiches und Gefolgsleute des Stauferkönigs Philipp, der als Oheim seine Nichte an den Andechser übergab.

An die bevorstehende Eheschließung der Stauferin Beatrix von Burgund, die als Wappentiere den staufischen Leoparden und den burgundischen Löwen einbrachte und sich damit dem andechsischen Adler vermählte, musste Wirnt bei Übergabe seines ‚Brautgeschenks‘ gedacht haben. Denn als Worteschmied überreicht er der fiktiven Prinzessin Larie von Korntin eine Brosche aus Gold und Edelsteinen (Vers 10563 ff.), die drei Tiere figürlich vereint: „zwelewen und ein ar“ (‚zwei Löwen und ein Adler‘). Mit bloßen Worten formt Wirnt von Grafenberg „nach dem wunsche“ des Brautpaares dies Geschmeide. Es symbolisiert die Ehe von Beatrix und Otto.

Die Hochzeit der Stauferin im Juni 1208 stand unter keinem guten Stern, ja sie war für alle Beteiligten eine Katastrophe, wie man sie sich schlimmer nicht ausdenken kann. Philipp hat das frisch vermählte Brautpaar noch bis vor die Tore der Stadt Bamberg geleitet, das mit seinem Gefolge von Gästen und Bediensteten entweder zur Giechburg oder nach Lichtenfels unterwegs war (beides Residenzen der Staufer im Umkreis von Bamberg, die in vier bis sechs Stunden zu Pferd erreicht werden konnten), um dort die Hochzeitsgäste für 14 Tage zu bewirten und zu unterhalten. Am Nachmittag verlangte der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach eine Audienz bei dem in Bamberg zurückgebliebenen König; es kam zum Streit, Otto verletzte den Staufer tödlich. Die böse Nachricht muss die Hochzeitsgäste noch am Abend erreicht haben. An eine fröhliche Hochzeitsfeier war nicht mehr zu denken; die Spielleute wurden entlassen, die Dichter konnten keine Lesungen halten, die Jagden wurden abgeblasen. Die Brüder des Andechsers gerieten sofort unter Verdacht, mit dem Mörder unter einer Decke gesteckt zu haben. Eigenartigerweise profitierten davon ausgerechnet die Wittelsbacher Vettern des Mörders. Die in Bayern gelegenen Güter Heinrichs von Andechs-Meranien, des Markgrafen von Istrien, wurden eingezogen und auch der Bamberger Bischof floh zunächst zu seiner Schwester nach Ungarn. Nur der Bräutigam selbst, ein bewährter und treuer Gefolgsmann der Staufer, war über alle Verdächtigungen erhaben.

Mit einem Wort: das Publikum, auf das Wirnt von Grafenberg sich eingestellt hatte – unzweifelhaft die Hochzeitsgäste bei der Eheschließung Ottos VII. mit Beatrix – war

unerreichbar geworden. Wirnt musste sein Buch für sich sprechen lassen. So erklärt sich vielleicht der nur in wenigen Handschriften überlieferte Prolog, in dem das Buch zum Leser spricht: „Wer hât mich guoter ûf getân?“ Es scheint, als ob Wirnt die Zeit für die Vollendung des Buches noch dazu genutzt hat, den Mord zu verarbeiten. Denn auch im *Wigalois* – hier allerdings erst *nach* den vierzehntäglichen Hochzeitsfeierlichkeiten – platzt die Nachricht herein, dass ein zur Hochzeit erwarteter Gast heimtückisch ermordet wurde. Seine Witwe starb vor Kummer und Schmerz ihm nach. Das erinnert doch stark an die Verarbeitung eines Traumas: das der Ermordung des Staufers Philipp und des tragischen Tods seiner Ehefrau Irene, der byzantinischen Kaiserstochter, die nach dem Mord auf die Burg Hohenstaufen flüchtete und an den Folgen einer Fehlgeburt verstarb.

Sicherlich hat Wirnt von Grafenberg noch eine Weile gebraucht, seinem Werk den letzten Schliff zu geben und er wird das eine oder andere Detail noch hinzugefügt haben. Dass er kein Publikum vor Augen hatte, dem er den Roman mündlich vortragen konnte, wird ihn am meisten getroffen haben. Dennoch hat sich der Roman in kürzester Zeit zu einem „Bestseller“ entwickelt, jeder wollte eine Abschrift haben, und sicher gab es später noch die eine oder andere Gelegenheit, das Werk coram publico vorzutragen. Dies und die ja so überaus spannungsreichen Abenteuer und atmosphärisch dichten Schilderungen, die auch heute noch faszinieren können, werden Ursache dafür gewesen sein, dass der *Wigalois* (hinter dem noch ein wenig erfolgreicherem *Parzival*) der beinahe meistgelesene Artusroman des Mittelalters wurde.



Der Originaltext „Wirnt aus Gräfenberg“ von Prof. Dr. Ulrich Seelbach wurde erstveröffentlicht in der Festschrift zur Aufführung von Manfred Schwabs Theaterstück „Wirnt von Gräfenberg“ am 18. und 19. November 2011 in der Aula der Ritter-Wirnt-Realschule.

Das Professoren-Ehepaar Sabine und Ulrich Seelbach besuchte 2016 Gräfenberg und das Ritter-Wirnt-Museumsstübchen und hielt am 20. November einen gemeinsamen Vortrag im Historischen Rathausaal unter dem Titel: „Der Wigalois des Gräfenbergers - zum wechselvollen Schicksal eines mittelalterlichen Buches“. Professorin Dr. Sabine Seelbach lehrte zu dieser Zeit an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Professor Dr. Ulrich Seelbach an der Universität Bielefeld. Bereits 2005 hatten sie gemeinsam eine kommentierte Neuübersetzung von Wirnts Versepos Wigalois im Verlag de Gruyter veröffentlicht, die 2014 in einer erweiterten Neuauflage erschien. Sie war die wissenschaftliche Grundlage für die Comic-Adaption „Die phantastischen Abenteuer des Glücksritters Wigalois“ von Manfred Schwab und Isidre Monés wie auch von Manfred Schwabs zweitem Wirnt-Theaterstück „Ritter Wirnt und der König“.